



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Erinnerungen an Steffens.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Timoleons den Uebelstand, daß sie zu viel Licht enthält ohne Schatten. Denn bei dem idealen Zustand, in dem wir Syrakus unter Timoleon verlassen, wird es uns unbegreiflich, wie nur 17 Jahre später eine neue Tyrannie sich erheben konnte. Hier scheint doch Plutarch auf die Stimmung mehr Einfluß gehabt zu haben, als billig wäre. — Auch die Geschichte der macedonischen Diplomatie ist sehr lebendig entwickelt; nach unsrem Geschmack mit einem zu großen Interesse für die griechischen Freistaaten, die in jener Zeit keinen Inhalt mehr hatten, der unsre Theilnahme erwecken und uns zum Bedauern ihres Untergangs bestimmen könnte. — Man möge diese zerstreuten Bemerkungen nur in dem Sinn auffassen, daß sie die Aufmerksamkeit des Publicums auf ein Werk hinleiten sollen, welches in Deutschland noch lange nicht den gebührenden Anklang gefunden hat. Macaulay ist in Deutschland völlig durchgedrungen, wir lesen ihn eifriger als unsre eignen Geschichtschreiber. Grote verdient es nicht weniger, denn was ihm an Glanz der Darstellung abgeht, ersetzt die Größe seiner sittlichen Weltanschauung. —

### Erinnerungen an Steffens.

Steffens ist für unsre Kenntniß der deutschen Literatur in ihrer goldenen Zeit für uns fast ebenso wichtig, als die eigentlichen Dichter, die sie geschaffen haben. Er gehörte trotz seiner großen Begabung nicht zu jenen glänzenden Geistern, die eine neue Periode in ursprünglicher Kraft beginnen oder einer gewordenen den classischen Ausdruck geben, aber er war eine in seltenem Grade empfängliche Natur, in der jede neue Schwingung des Zeitgeistes in seltener Elasticität wiedertönte. Auch daß er als ein Fremder nach Deutschland kam und daher den Eindruck jener bedeutenden Zeit als etwas Fertiges und Ganzes in unmittelbarer Lebendigkeit empfing, erhöht für uns den Reiz seiner Darstellung. Er gehörte in jene Classe der Anempfinder, die Goethe im Wilhelm Meister so schön geschildert hat, die mit großer Lebhaftigkeit das Interessante und Schöne in sich aufnehmen und ihm durch eine freilich etwas künstliche, aber doch nicht unwahre Wärme eine tiefere Bedeutung geben.

Steffens war zum Theologen bestimmt; die Beschäftigung mit der Religion und die Beschäftigung mit der Natur ging von frühester Kindheit bei ihm Hand in Hand, und unmerklich drang die Betrachtungsweise der einen in die der andern ein. Was Fichte so schön von jeder Art der Schwärmerei entwickelt, daß sie geneigt ist, die Naturkräfte zu vergöttern und die Kräfte des Geistes als Zauberformeln für Wirkungen in der Natur zu mißbrauchen, findet auch

auf Steffens seine Anwendung. Nur war er nicht ein eigentlicher Schwärmer; er gesteht mit liebenswürdiger Unbefangenheit ein, daß er sich persönlich nie dem Reich des Ueberfünftlichen genähert habe, trotz seiner großen und angeborenen Neigung für die Welt der Wunder. Auch in späteren Zeiten hatte er fast in jedem bestimmten Fall dem einzelnen Wunder die Unererschütterlichkeit eines kalten Verstandes entgegengesetzt; er schwärmte nur für das Wunder im allgemeinen; oder wenn wir uns einfacher und ehrlicher ausdrücken wollen, für jenen poetischen Reiz, der in allem Irrationellen, Unvermittelten, Zusammenhangslosen und Geheimnißvollen liegt. Seine Mystik war immer ein Spiel der Gedanken, auch darin war er ein Anempfinder.

Steffens war immer nur ein halber Däne. Seine Mutter war eine geborene Deutsche; die Kinder mußten von frühester Jugend an deutsch üben. In seinem 23. Jahre, 1796, wurde er nach Kiel versetzt und trat so mitten in das deutsche Leben ein. Hier lernte er den Kreis persönlich kennen, der ihn vorher aus der Ferne angeregt hatte, jenen Kreis der Fürstin Galizin, Jacobi, Hemsterhuis, Claudius, Hamann, Lavater u. s. w., den er im 3. Bd. S. 259 vortrefflich beschreibt. Schon einige Jahre vorher hatte er bei einem dänischen Professor, der in Deutschland die Kantische Philosophie studirt, Vorträge gehört, die aber in sein inneres Denken nicht eingedrungen waren. Epoche machend aber wirkten zwei Bücher auf ihn ein, Goethes Faust und Jacobis Briefe über Spinoza. Das erste Gedicht war recht dazu gemacht, den poetischen Sinn für die Kräfte der Natur zu fesseln, mit geheimnißvollen Ahnungen zu durchdringen und zu weitem Combinationen anzuregen. Er wußte es bald auswendig und es blieb der Leitfaden seines Denkens und Empfindens. Jacobis Schrift zeigte ihm zuerst die Spinozistische Denkweise von der sinnlichen Seite und übte auf ihn ganz den Einfluß aus, wie Jacobis Schrift gegen Kant auf Fichte. Die reiche Phantasie und das warme Gemüth des Philosophen brachte in beiden Fällen eine Wirkung hervor, die der Absicht entgegengesetzt war.

Die Anschauungen, die er dem allgemeinen Abscheu preisgeben wollte, gestalteten sich unter seinen Händen zu einem so warmen und bestimmten Leben, daß sie die Phantasie gefangen nahmen, und daß man sich mit dem Gefühl für ein System interessirte, das man vorher nur mit dem kalten Verstande betrachtete. — So vorbereitet lernte er einige Schriften von Schelling kennen und traf hier ohne die gewöhnliche und natürliche Vermittlung philosophischer Vorbereitung auf eine durchaus verwandte und sympathische Natur, die er sogleich als ein Ganzes auffaßte und für die er eine sehnsuchtsvolle Begeisterung empfand. Die Aufmerksamkeit, die Dänemark in der Regel seinen emporstrebenden Talenten bewies, gab ihm die Mittel an die Hand, den ersehnten Mittelpunkt der deutschen Cultur persönlich kennen zu lernen, und wir sehen ihn in den Jahren 1799—1802 in Jena und den übrigen Werkstätten des poetischen und

des philosophischen Geistes in lebhaftester unmittelbarer Bethheiligung, angeregt und anregend, überall als ein ebenbürtiger Mitsreiter für die Sache der Poesie gegen die gemeine Wirklichkeit begrüßt.

Steffens kam nach Jena mit vorgefaßten Ansichten in der Poesie wie in der Philosophie. Die Trennung zwischen Schiller und den Romantikern war bereits erfolgt. In dem „Athenäum“, dem Organ der letzteren, war die Fahne der absoluten Kunst und des absoluten Wissens aufgepflanzt, die Fahne Goethes und Fichtes. Steffens schloß sich sogleich eng an Aug. Wilh. Schlegel und dessen geistvolle Frau an, er nahm entschieden Partei, daher auch die dauernde Abneigung gegen Schiller. Am willkommensten mußte er Schelling sein. Er war der erste Naturforscher von Fach, der offen zu seiner Fahne übertrat. Röschlaub, Eschenmaier, Windischmann und andere Aerzte folgten erst einige Zeit darauf seinem Beispiel. Auf dem umgekehrten Wege, den sonst gewöhnlich die Philosophen einschlagen, wandte er sich dem Studium der Philosophie zu. Erst durch Schelling und das „Athenäum“ wurde er auf die „Wissenschaftslehre“ geführt, erst durch Fichte, dessen Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen er eifrig anhörte, kam er auf Kant. Beide Systeme haben auf sein Denken nicht wesentlich eingewirkt. Die spielende Combination der Naturphilosophie war das Einzige, was ihn innerlich beschäftigte. Er erbot sich, die neue Lehre in dem damals noch immer einflussreichen Organ, der „Jenaer Literaturzeitung“ zu vertreten. Daß man hier seine Mitwirkung ablehnte, war der erste Grund zum vollständigen Bruch der Romantiker mit der Literaturzeitung. Zum Theil durch ihn wurde auch die nähere Bekanntschaft Schellings mit Goethe vermittelt. Die lebensvollen Einblicke des großen Dichters in das Gebiet der Natur, die ungewöhnlichen und scharfsinnigen Combinationen des Philosophen und die Kenntnisse des jungen Naturforschers ergänzten sich gegenseitig. Von einer correcten Wissenschaftlichkeit war in diesen Studien eigentlich nicht die Rede. Die Construction a priori, die, wie Steffens ganz richtig bemerkt, bei den Dichtern damals ebenso vorherrschend war wie bei den Philosophen, ließ beide in der Welt und in der Natur nur sehen, was sie sehen wollten. Aber es war in dieser gemüthvollen Theilnahme an dem wissenschaftlichen Leben doch ein großer jugendlicher Reiz, den wir jetzt bei unsrer Theilung der Arbeit zuweilen schmerzlich vermissen und den Steffens mit ungemainer Lebhaftigkeit empfunden und sehr glücklich wiedergegeben hat. Für den Fortschritt der Naturphilosophie war es ein günstiges Ereigniß, daß Fichte durch die bekannte Anklage des Atheismus damals aus Jena entfernt wurde und daß die Schlegel, die ihm eigentlich näher standen als Schelling, sich gleichfalls zerstreuten. Steffens trat zwar bei jener Veranlassung mit dem halb ehelichen, halb anempfundenen Eifer, der sein ganzes Leben charakterisirt, auf Seite Fichtes, aber innerlich war er bei dem Streit nicht theilhaftig. Die starren

Abstractionen des kritischen Philosophen verletzten sein Gemüth und er hat ihn eigentlich nie recht verstanden.

Nach Fichtes Entfernung drang die Naturphilosophie ebenso in alle emporstrebenden Kreise der Bildung ein, wie die Romantik. Das Streben der Zeit ging dahin, die analytische, der Mathematik entlehnte Methode der Naturwissenschaft, die, um das Gesetz des Lebens zu erkennen, vorher das Leben tödten mußte, zu beseitigen und überall das Leben in seiner unmittelbaren Thätigkeit zu empfinden. Darauf bezog sich Goethes leidenschaftlicher Kampf gegen Newton, seine Farbenlehre, seine Metamorphose der Pflanzen, seine Construction der Schädelknochen. Die neuen Entdeckungen im Gebiet der Physik förderten diese Ansicht. So hatte Ritter in Jena eben den Beweis geführt, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß begleite. So wurde damals die Voltaische Säule entdeckt. Von Jena aus begab sich Steffens eine Zeitlang nach Freiberg, wo damals durch die geistvollen Vorträge Werners der Mittelpunkt aller mineralogischen Studien war, wo auch Novalis seine Bildung empfangen hatte. Wie es zu geschehen pflegt, ergab man sich aus Reaction gegen die herrschende Altklugheit auch in der Wissenschaft einem gewissen kindlichen Wesen, das nur auf viele neue Anschauungen, nicht auf scharfe Trennung und Gesetzmäßigkeit ausging. Man rehabilitirte die solange verspotteten teutonischen Philosophen Paracelsus und Jacob Böhme; man vertiefte sich in die mythologischen Vorstellungen Asiens, in die man um so bequemer eine mystische Naturphilosophie hineinconstructiren konnte, da die Kenntnisse in dieser Beziehung noch nicht sehr weitgreifend und noch nicht sehr bestimmt waren. Steffens freute sich kindlich, daß seine eignen skandinavischen Traditionen in diesem Gemisch eine große Rolle spielten. Das Resultat seiner Studien in dieser Zeit waren die „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde“ (1799). Er suchte darin die Idee durchzuführen, daß die göttliche Persönlichkeit der Grund aller Naturentwicklung sei.

Auf den vielfachen Streifzügen, die er von Jena aus machte, namentlich nach Halle, Berlin, Dresden, Bamberg u. s. w. können wir die locale Ausbreitung der Romantik sehr anschaulich verfolgen. Goethe galt überall als der Herr und Meister, aber in den Doctrinen ging man weit über ihn hinaus. Nicht ohne Ironie schildert Steffens die leere Begeisterung und den Chiliasmus der jungen Künstler, die sich um Tieck sammelten, die Anbetung der Madonna, mit der man häufig über das eigentlich künstlerische Moment hinausging, die Vorliebe für die katholische Musik, die sich an Leo und Pergolesi befriedigte, und Bach und Händel gänzlich außer Acht ließ, kurz jenen gespreizten Dilettantismus, der uns in Tiecks „Phantasius“ so widerwärtig entgegentritt. Aber ebenso läßt er den großen Schwung der Gemüther durchempfinden, der jener Zeit in der Literaturgeschichte doch immer eine bleibende Bedeutung geben wird.

Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen 1802 trat er dort als entschiedener Vertreter der Romantik auf. Er hielt Vorlesungen über speculative Physik, die nicht geringes Aufsehen machten, die aber auch nach allen Seiten hin Anstoß gaben. Schon als germanisirter Däne wurde er mit scheelen Augen angesehen, die Gelehrten sahen in ihm eine Begünstigung des Dilettantismus und im Volk verbreitete sich das Gerücht, er arbeite im Stillen für die katholische Kirche, welchen letztern Vorwurf er zwar sehr entschieden zurückwies, aber doch nicht mit ganz reinem Gewissen. Seine Stellung wurde immer unhaltbarer und er betrachtete es als eine Erlösung, als er einen Ruf an die Universität Halle erhielt. Er begab sich im September 1804 um so freudiger dahin, da er sich eben mit der Tochter des Halle'schen Kapellmeisters Reichardt verheirathet hatte.

In Halle beginnt jetzt eine Zeit, die gewissermaßen die Weimarsche ergänzt. Die Anregung, mit welcher Wolf und Schleiermacher auf die studirende Jugend wirkten, war ganz unglaublich. An sie schloß sich zunächst der Arzt Reil, dann Steffens an. Eine Wissenschaft griff immer der andern unter die Arme, weil sie alle geistvoll, nicht in trockenem Mechanismus behandelt wurden. Schleiermacher selbst interessirte sich damals lebhaft für die Naturphilosophie. Die Idee des Lebensorganismus verbreitete sich immer weiter in der Jugend. Unter den jüngeren Professoren gehörten Scheller und Kayßler der Schellingschen Schule an. Die alten Kantianer kamen dagegen nicht auf. Unter den jungen strebsamen Studenten traten namentlich Karl v. Raumer, der spätere Geolog, und Alexander von der Marwitz dem Kreise näher. Von dieser Seite wird uns in Barchnagens „Denkwürdigkeiten“ die Stimmung der Zeit anschaulich gemacht. Goethe erfreute den Kreis von Zeit zu Zeit mit seinem Besuch, namentlich als Gall seine Vorlesungen über Schädellehre hielt und Reil seine neuen Forschungen über das Gehirn und das Nervensystem auseinandersetzte. Auch mit Berlin blieb der Verkehr ununterbrochen. Bei einem längeren Besuche in dieser Stadt, im Frühling 1806, trat Steffens in nähere Berührung mit Alexander v. Humboldt und mit Johannes v. Müller, der zwar soeben gegen die naturphilosophischen Uebergriffe in das Gebiet der Geschichte auf das lebhafteste polemisirte hatte, der ihn aber sehr freundlich aufnahm; ferner mit dem bekannten Kreise geistreicher Frauen, der in Henriette Herz seinen Mittelpunkt fand. Durch Reichardt und seine Tochter Louise wurde er auch mit einer andern Schattirung der Romantiker, mit Arnim, Brentano und Grimm bekannt, von denen der erste sich im Anfang seiner Bildung sehr lebhaft mit Physik beschäftigt hatte. Sie wirkten in gegenseitigen Gesprächen über die deutsche Literatur sehr lebhaft aufeinander ein. — Das Resultat dieser Phase waren die „Grundzüge der Naturphilosophie in Aphorismen“, von denen Steffens VI. S. 33 selbst gesteht, daß er sich im Enthusiasmus zuweilen zu offenkundigen Tollheiten habe hinreißen lassen.

Die Beschaulichkeit dieses wissenschaftlich-poetischen Stilllebens wurde auf eine schneidende Weise durch den Krieg unterbrochen. Von diesen kriegerischen Zuständen hat uns Steffens sehr anschauliche und interessante Schilderungen gegeben. Nach der Aufhebung der Universität irrte er eine Zeitlang unstät in Norddeutschland umher und ließ sich in zahlreiche Verbindungen ein, die er nachher nicht wieder abbrechen konnte, die seinem patriotischen Gefühl alle Ehre machen, die aber auf der einen Seite fruchtlos, auf der anderen schädlich waren.

Nach seiner Rückkehr nach Halle 1808 konnte er die alte Stimmung nicht wiederfinden. Die meisten seiner Bekannten waren fort, der Eifer der wissenschaftlichen Universalität hatte sich gelegt, und mit ihm auch das Interesse an der Naturphilosophie. Die Physiker wurden durch die Entdeckungen Davys und Seebecks beschäftigt, sie waren es müde, durch Combinationen und phantastisches Spiel die Wissenschaft zu ergänzen. Unter den Philosophen selbst hob sich immer eine Hand gegen die andere auf. Schelling hatte sich seit 1808 von der Naturphilosophie gänzlich abgewandt, Ofen einen eignen Weg eingeschlagen, der mit der bisherigen Speculation nicht zusammenhing. Ueberall warf man sich wieder auf die empirischen Studien. So fühlte sich Steffens in Halle sehr vereinsamt und wurde noch mehr verstimmt durch die beständigen Verschwörungen und Complotte, denen er sich zu entziehen nicht die Entschlossenheit besaß und in denen er doch nichts Zweckmäßiges wirken konnte. Seine Hoffnung, mit den übrigen Freunden bei der Gründung der Universität Berlin berücksichtigt zu werden, schlug fehl, weil Wilhelm v. Humboldt die speculative Physik nicht begünstigte. Seine Lage in Halle wurde immer misslicher, seine demagogischen Freunde wurden plötzlich eingezogen, und er war in einer ganz seltsamen Reihe von Gewissensconflicten verwickelt, bis ein Ruf nach Breslau 1811 ihn davon befreite. Karl v. Raumer, sein Freund, später sein Schwager, wurde gleichzeitig mit ihm dahin versetzt. — Ehe wir auf diese Zeit übergehen, wollen wir einige Hindeutungen auf den Inhalt seiner Naturphilosophie geben, soweit dies in unsern Zweck gehört.

Das Grundbestreben seiner Naturphilosophie war, in der Natur die Totalität des Lebens nachzuweisen. Zu der Erreichung dieses Strebens wandte er zwei Mittel an. Einmal löste er alle scheinbar isolirte Individualität in jenen gewaltigen Proceß auf, der wie ein Pulsschlag durch das ganze Naturleben geht, sodann suchte er diesen Zerlegungsproceß überall zu neuen Individualitäten zu krystallisiren. Wir wollen nicht leugnen, daß wir dieser Anschauung, wenn man sie ganz im allgemeinen betrachtet, eine erhöhte Auffassung des Lebens verdanken; aber die Methode, wie er im einzelnen zu Werke ging, war durchaus verwerflich. Mit seiner reichen Phantasie faßte er überall die Aehnlichkeiten der Erscheinungen auf und warf in einem sinnigen Spiel die

Erscheinungen der verschiedenen Naturgebiete wie in einem Kaleidoskop durcheinander. Aber es fehlte ihm an Scharfsinn, die Unterschiede festzustellen und an jenem natürlichen gesetzlichen Verstand, der zunächst für jede Erscheinung das Gesetz in ihr selbst findet. Das ist im Grunde ebenso unpoetisch wie unphilosophisch, denn es hebt jede wahre Gestaltung auf. Sobald er eine individuelle Gestalt zu fassen glaubt, zerfließt sie unter seinen Händen in nebelhafte Symbole und Anspielungen. Es ist unglaublich, wieviel Geist und Combinationsgabe hier verschwendet ist, um zu ganz nichtigen Resultaten zu kommen.

Die Sprache und Methode in allen seinen Werken ist fast überall die nämliche, und zwar in seinen naturphilosophischen wie in seinen politischen und poetischen. Wie das Gesamtleben der Erde sich bei ihm gestaltet, davon gibt uns folgende Inhaltsanzeige seiner Anthropologie einen Beleg: „Beweis, daß der Kern der Erde metallisch sei — Bildungsformen — die Schieferformation — die Kalkformation — die Porphyrfornation — Bildungs- und Zerstörungszeiten — die verlorene Unschuld oder wiedererneueter Naturkampf nach der Schöpfung des ersten Menschen — Zukunft der Erde — das Leben — die Vegetation — animalische Vegetation (Insektenwelt) — die Sinne — die menschlichen Sinne — das menschliche Geschlecht.“ — Man wird zugeben, daß das ein sonderbarer Inhalt für eine Anthropologie ist. Wie es Historiker gibt, die nicht eine einfache Schlacht berichten können, ohne wenigstens mit der Sündflut anzufangen, so greift auch Steffens bei der Analyse jeder einzelnen Erscheinung in das allgemeine Weltleben hinein und ist so niemals im Stande, abzuschließen. Er bringt es nur zu Wiederholungen der einmaligen Einfälle, die er ebenfalls durch ein paar neue Einfälle und durch ein paar neu aufgefundene und in den Zusammenhang mechanisch eingefügte physikalische Gesetze bereichert. Dazu kommt noch die poetisirende, höchst unwissenschaftliche und zum Theil schwülstige Sprache, von der wir hier eine Probe mittheilen:

„Das Wasserleben ist der gemeinschaftliche Ursprung aller lebendigen Bildung, der gemeinsame Stamm aller thierischen und vegetativen Formen. Als vermittelndes Glied schwebt es gleichgiltig zwischen der Ruhe der Erde und der nie ruhenden Beweglichkeit der Luft. Beide entspringen aus dieser schwebenden Mitte und verlieren sich in ihr . . . Die ersten Anfänge der Bildung sind da, wo die thierische und Pflanzenbildung in unentschiedener Form schweben, in den geringsten Gebilden im Wasser. Hervorstömend aus jenem hemmenden Wasserleben be mächtigt die Pflanze sich des Thieres und bildet sich immer herrlicher aus . . . Die Pflanze ist die aufgeschlossene Erde, die Versöhnung des Lebens und der Masse, der stille, stumme Blick der Liebe, der ewigen, nichtzeitlichen Erzeugerin, die die irdische Verhärtung der Stoffe überwand und ewig fortquillt in stets erneuerter Zeugung. Die Pflanze ist die aufgeschlossene Sehnsucht der Erde; mit der Masse vertraut, wendet sie sich gegen das Licht, als ihre Außenwelt, sie schliefte in sich ein verborgenes Thier, welches immer mehr überwältigt wird, je herrlicher die Sehnsucht geleiht . . . Die Wurzel ist die chaotische Zeit der Pflanze, im Schoße der Erde verborgen: wie die Erde in der Urzeit im Schoße des Universums . . . Die Blume enthüllt das innere Leben der Pflanze, in der Farbe offenbart sich das gefesselte Licht; in der aufgeschlossenen Unendlichkeit des Blumendüfts gibt sie wieder, was sie still empfing . . . Das

Thier in der Pflanze zieht sich selbst hinein in den unscheinbaren Keim und entsagt der äußeren Offenbarung, um die innere festzuhalten, in scheinbarem Tode das höchste Leben der Gattung ergreifend.“ — „Das Insect stellt das Lustleben dar, welches einen festen Punkt der sicheren Offenbarung gefunden hat . . . Die innere Unendlichkeit der Lust ist nicht zur Ruhe gekommen in dem Insect; sie muß, indem sie an die nie ruhende Beweglichkeit der Masse gebunden, die Ruhe suchen in der erstarrten . . . Hat durch die Pflanze sich die Sehnsucht der Erde aufgeschlossen, so stellt das Insect die Begierde dar. Der Duft, das Heiligste der Pflanze, dem Herrn ein Wohlgeruch, wird bei den Insekten von der zehrenden Begierde innerlich verschlungen u. s. w.“ — „Die Töne der Vögel sind der lebendig gewordene Blumenduft, daher verstehen sich die Vögel und die stillen Pflanzen. Die niedere Sehnsucht der Blumen spricht sich auf stumme Weise aus als Wohlgeruch; die höhere Sehnsucht der Vögel quillt als Gesang aus der gefesselten Seele u. s. w.“ — „Zwar treten zerstörende Zeiten auch in der Entwicklungsgeschichte der Erde hervor, Epochen, in welchen die irdische Zeit sich selbstständig in jener ewigen bilden und für sich sein will; aber wenn die Zerstörung mächtig wird, ist sie vernichtet . . . Indem das heilige Leben flieht, sich in seine innere Tiefe zurückzieht, verzehrt sich die Selbstsucht der wilden Elemente in sich selbst, eine Zeit des Gerichts tritt hervor, eine Scheidung von Bösem und Gutem . . . Der Kampf, den die Natur siegreich bestand, hat sich mit seiner ganzen Unendlichkeit in die Geschichte geworfen . . . Die Entwicklung der Natur ist eine Entfaltung innerer individueller Bildung, so daß sie ihren Schlußpunkt in der Erzeugung ewiger Individualität, wahrer unsterblicher Persönlichkeit in dem Menschen fand . . . Der Mensch ist in einer seltsamen Einheit mit der Natur geboren und diese soll er nie aufheben. Alle Sagen der uralten Vorwelt haben dieses bezeugen wollen . . . Da aber in dieser Welt die Befreiung der Persönlichkeit nie rein hervortritt, so keimt mit dem Gefühl der erwachten Befreiung ein tiefes Entsetzen, ein verborgenes Grauen als Vorbote der Seligkeit, welches im Leben nie ganz aufhören kann, als vollkommenster Gegensatz der Selbstsucht, die in irdischer Sicherheit verhärtet . . . Der Mensch ist aus den innersten Tiefen der uralten Vergangenheit des Planeten erzeugt und trägt das Schicksal des Planeten, mit diesem das Schicksal des unendlichen Universums als sein eignes . . . Die Welt, wie sie da ist, fand sich in ihm. Die Außenwelt selbst ist ein Aeußeres seines Innern, er erkennt sich in ihr, sie in ihm. Dieses große Gespräch des Ganzen mit sich selbst in einem Jeden auf bestimmte eigenthümliche Weise ist das wahre Mysterium.“ —

Es kann nach diesen Deductionen nicht befremden, daß Steffens den tiefsten Ausdruck dieses Mysteriums in das Schlaf- und in das Traumleben verlegt, und daß ihm der Somnambulismus als der höchste Ausdruck des allgemeinen Weltlebens erscheint.

Die Verwandtschaft dieser Naturphilosophie mit dem berücktigten von der Romantik so hart angefochtenen système de la nature ist augenscheinlich. Der Gegensatz liegt darin, daß Steffens sein Gesamtleben nicht auf die repulsive Eigenliebe, sondern auf die Liebe des einen zum andern gründet. Aus dieser geht auch seine Sittlichkeit hervor, die er ganz wie Schleiermacher sich nicht anders als in der Form individueller Bildung denken kann.

Wir kehren zu unsrer Erzählung zurück. In der öffentlichen Stimmung war jetzt ein vollständiger Umschlag eingetreten; man verließ die classischen und romantischen Lustgebilde, das Heiligthum der absoluten Kunst, und wandte sich den Zuständen des wirklichen Lebens zu. Die in der Jenaer Zeit vereinigten Geister waren zerstreut, sich fremd geworden, ja standen sich zum Theil feindselig gegenüber. Der Babelthurm, dessen riesenhaften Bau sie hatten

unternehmen wollen, war durch eine allgemeine Sprachverwirrung unterbrochen worden. Der unnatürlichen Aufregung mußte Abspannung folgen, und selbst die neue, große und ruhmwürdige Aufregung der Freiheitskriege wirkte nur vorübergehend ein, weil sie gleich von vornherein an unklaren Ideen kränkelte. Von der Zeit, in welcher die finstere Gährung in den plötzlichen Entschluß überging, gibt uns Steffens in seinem 7. und 8. Bande ein schönes Bild. In Breslau drängte sich, als die Zeit der Entscheidung heranrückte, alles zusammen, was für die letzte Entscheidung der preussischen Politik maßgebend war. Ehe noch die Kriegserklärung erfolgt war, kündigte der Prof. Steffens vom Katheder herab auf das feierlichste den Franzosen Fehde an, und dieser Schritt, der unter andern Umständen ein unauslöschliches Gelächter hervorgerufen hätte, wurde, wie die Sachen jetzt standen, von den tüchtigsten Staatsmännern gebilligt. Es war Steffens wieder einmal ergangen, wie öfters in seinem Leben, die Empfindung des Augenblicks hatte ihn übermannt und er konnte nun nicht mehr zurück. Obgleich er sehr wohl fühlte, daß er bei einem wirklichen Feldzuge nur stören könne, beschloß er doch daran theilzunehmen und schlug ein förmliches Werbequartier für Freiwillige auf, worin er mit Jahn concurrirte. Der Unterschied in der Gesinnung beider Männer zeigt sich aber schon darin, daß Steffens für das regelmäßige Militär, Jahn für die Freischaren warb. Die weiteren kriegerischen Abenteuer eines Friedfertigen erzählt er mit einem sehr liebenswürdigen Humor, und es kann dem großen und mächtigen Eindruck der Freiheitskriege keinen Schaden thun, wenn sie durch solche Zugaben gewürzt werden. In Paris lernte er Cuvier kennen, der im Anfang glaubte, der preussische Lieutenant wolle sich seiner Sammlungen bemächtigen und in der Freude über die Grundlosigkeit dieser Besorgniß ihm eine Reihe nützlicher Vorlesungen über Naturgeschichte hielt; ferner den Grafen Schlaberndorf, von dem er VIII. S. 120—125 eine sehr anziehende Charakteristik gibt. Auch Schlegel und Humboldt fand er wieder dort und auf der Rückreise trat er in ein intimes Verhältniß zu Jean Paul.

Als nun der Friede wiederhergestellt war, war es natürlich, daß die krankhaften Gährungsstoffe in den wunderlichsten Formen an den Tag traten. Die studirende Jugend, die aus den Freiheitskriegen zurückkehrte, hatte natürlich keinen andern Gedanken als Politik. Steffens, der was er einmal erfaßte, immer mit leidenschaftlichem Eigensinn festhielt, sah sich plötzlich in die Opposition gegen den herrschenden Geist gedrängt. Seine naturphilosophischen Studien traten in den Hintergrund und er fing an, auf eine höchst bedenkliche Weise die Chemie und Physik auf das Staatsleben anzuwenden. Hauptsächlich war sein Kampf gegen die Turner gerichtet. Jahn, dessen Einfluß auf die Jugend er wol überschätzte, hatte ihn bei einer zufälligen Begegnung durch eine rohe Aeußerung über die Sixtinische Madonna verstimmt und diese

Verstimmung war für seine politische Ueberzeugung entscheidend. Die erste Schrift, mit der er sich der politischen Dinge annahm, war: „die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden,“ ausgearbeitet 1815—16, gedruckt 1817. Sie war in jenem verwilderten, blumenreichen und ausschweifenden Stil geschrieben, den wir in den meisten politischen Schriften jener Zeit, namentlich bei Görres, wiederfinden.

Die Grundidee hat er unbewusterweise aus Fichte entlehnt. Er leitete nämlich die Verderbniß der Zeit aus dem Paulinischen Christenthum her, welches das religiöse Gefühl in Rasonnements aufgelöst und abgeschwächt habe. In seiner zweiten Schrift „die Caricaturen des Heiligsten“ (1819—21) finden wir jene Vergleichung des organischen Staatslebens mit dem Naturwuchs der Pflanze, die zum Theil auch auf die historische Schule übergegangen ist, (mit Savigny war er schon seit 1811 genauer bekannt, Dittfried Müller war sein bevorzugter Schüler) auf eine zum Theil artige, aber auch breite und pedantische Weise durchgeführt. Es war ein leidenschaftlicher Kampf gegen alle politischen Abstractionen, und der Versuch, aus den natürlichen Gliederungen des Lebens, aus der religiösen Gemeinschaft und aus der Familie die Totalität des Staats herzuleiten. Die Caricaturen, gegen die er vorzugsweise zu Felde zog, waren das System des *contrat social*, Hallers Restauration der Staatswissenschaft und der herrschende Beamtenmechanismus. In allen dreien, so entgegengesetzt sie einander zu sein schienen, fand er ganz mit Recht den Ausdruck des nämlichen mechanischen Gedankens, der das Leben aus dem Tode, den Organismus aus dem Mechanismus herzuleiten sich vermißt. Insofern können wir seiner Polemik vollkommen beipflichten, aber was er an die Stelle setzte, war durchaus unklar und ungenügend.

Der fortdauernde Kampf gegen die Turner erregte den heftigsten Unwillen seiner ehemaligen Freunde, z. B. Schleiermachers, und zugleich die Aufmerksamkeit der Behörden. Im Anfang, wo man noch suchte den Staat in der liberalen Richtung zu erhalten und wo man in dem neuen Mysticismus einen Feind empfand, wurde er höhern Orts gewarnt. Endlich aber glaubte man, er könne nähere Enthüllungen machen und Hardenberg ließ ihn in der Stille nach Berlin kommen. Die Unterredung zwischen den beiden Männern, die er Band IX. S. 44 erzählt, ist sehr charakteristisch. Zunächst war Steffens auf das heftigste erschrocken über die Auslegung, die man seinen Kapuzinaden gab: er hatte die geistige Richtung im allgemeinen angefochten, und man glaubte, er sei mit einer geheimen Verschwörung bekannt. Hardenberg sah bald, daß er es mit einem Träumer zu thun hatte. Sie tauschten nun weiter ihre Meinungen über den Staat aus und Steffens machte den Staatskanzler darauf aufmerksam, daß man, um mit gutem Gewissen den Liberalismus zu bekämpfen, ein neues conservatives Staatsprincip an seine Stelle setzen müsse. Hardenberg

erwiderte lächelnd, ein solches Princip sei schon gefunden, es sei die Polizei. — Es spricht nicht sehr für die höhere Sittlichkeit in Steffens Charakter, daß er durch solche Erfahrungen über die Mächte, mit denen er sich verbündet hatte, nicht stutzig gemacht wurde. — Alle seine Freunde fielen von ihm ab, selbst Karl v. Raumer, der deshalb Breslau verließ. Von Zahn und andern wurden die „neuen Runenblätter“ gegen ihn geschrieben; auch Rozebue trat gegen den Mystiker auf. Dagegen nahm sich Luden des Geistesverwandten an. Im Jahre 1821 traf ihn das schlimme Schicksal, als Rector in Breslau die Untersuchung gegen Demagogen zu leiten. Er entledigte sich dieser Pflicht mit dem subjectiven Idealismus einer schönen Seele, d. h. sehr im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Rechtsgefühl. Indes nahm die Sache bald eine ernstere Wendung. Es traten ganz andere Gegner des Liberalismus auf und bei der Gutmüthigkeit, die unstreitig aus Steffens ganzem Wesen hervorleuchtete, hat man nicht weiter auf ihn geachtet. Schädlich hat er auch im ganzen auf die Politik nicht eingewirkt; denn wäre er nicht mit seinem Mysticismus der Reaction zu Hilfe gekommen, so hätte man irgendwelche andere Gründe gefunden — in dieser Beziehung durfte man nicht verlegen sein. Wir müssen aber doch offen gestehen, daß sich ein gewisser angeborener Servilismus, eine Devotion vor äußerem Glanz und äußerer Macht aus seinem Charakter nicht ganz wegeln lassen, und die Art und Weise, wie er sich über sein Verhältniß zu hochgestellten Personen ausspricht, macht durchaus keinen wohlthuenden Eindruck.

Wir fassen noch die religiöse Thätigkeit seines spätern Lebens ins Auge. In der Jenerser Zeit hatte er im wesentlichen der poetischen und pantheistischen Religion gehuldigt, wie sie in „Schleiermachers Reden“ sich ausspricht. Daß er nebenbei für den Katholicismus und überhaupt für alle Religionsformen, die ins Phantastische und Sinnliche spielen, eine stille Sympathie hegte, war kein Widerspruch. Als es aber allmählig mit der Hinneigung der Romantiker zum Katholicismus Ernst wurde, warf man die Augen auch auf ihn. Die Gräfin Stolberg, die auch Goethe befehlen wollte, forderte ihn in einem rührenden Briefe auf, katholisch zu werden und er wurde doch stark dadurch erschüttert. Auch Sailer, der Prophet des neumodischen Katholicismus in Baiern, hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht, wie ihn denn überhaupt jede neue Gemüthsbewegung stark anregte. Aber zu einem ernsthaften Uebertritt war in seiner Natur doch zu wenig Frivolität; er begnügte sich damit, die christliche Religion im allgemeinen als die einzig wahre Grundlage des staatlichen und des bürgerlichen Lebens zu empfehlen und sympathisirte dabei ebenso mit dem Jacobischen Kreise (von dem er Bd. VIII. S. 380—90 eine interessante Schilderung gibt), der die Religion auf das Gemüth, mit Schelling, der sie auf die mystische Speculation, mit Baader, der sie auf die Phantasie

gründen wollte und der es als seine Lebensaufgabe ansah, das deutsche Volk mit seinem größten Mann, mit dem herrlichen Jacob Böhme, bekannt zu machen. So lebte er im schwankenden Mysticismus fort, obgleich ihm in seinem Leben mehrmals die Gefahr des Mysticismus sehr nahe getreten war. Schon 1805 äußerte er sich bei Begegnung eines mystischen Abenteurers: „es ward mir klar, wie ein solches unthätiges, träumendes und grübelndes Leben nicht bloß äußere, sondern auch innere sittliche Gefahren herbeiführt, und wie die träumerische Trägheit und die scheinbare Beschäftigung mit gestaltlosen, unfruchtbaren, religiösen Anschauungen ein unchristliches Leben erzeugt. Das wahre christliche Leben zeichnet sich durch Mühe, Arbeit, angestrenzte, verständig auf die drängende Gegenwart berechnete Thätigkeit aus. Nur aus einer solchen ununterbrochenen Thätigkeit entspringt die freudige Zuversicht, die allein für den heutigen Tag sorgt und die nächste Zukunft ruhig Gott überläßt.“ — Trotz dieser sehr wahren Ueberzeugung war seine eigne Thätigkeit doch ganz so, wie er sie hier als verwerflich schildert.

Einen Wendepunkt in seinem Leben bildete die Bekanntschaft mit dem lutherischen Prediger Scheibel in Breslau, nicht weil dieser seinem Verstand und seinem Gemüth neue Nahrung gegeben hätte, sondern weil ihm seine Persönlichkeit imponirte. In Halle hatte sich Steffens zu der reformirten Kirche seines Freundes Schleiermacher gehalten, weil ihm die Confession an sich gleichgiltig war. Nun erfolgten die bekannten Unionsprojecte. Man wollte die Vereinigung der beiden Kirchen, die im Bewußtsein aller Gebildeten lange als nothwendig aufgefaßt war, mit roher polizeilicher Gewalt durchführen. Steffens Phantasie wurde angeregt und er erblickte die renitenten Altlutheraner, an deren Spitze sich sein Freund Scheibel stellte, im Licht von Märtyrern. In seiner Schrift „von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“ (1823) stellte er sich entschieden auf diese Seite und nahm auch mit dem Professor Huschke, dem einzigen aus den gebildeten Ständen, der sich außer ihm der Sekte anschloß, an ihren Conventikeln theil. Aber es ging ihm darin ganz wie Chateaubriand, es kam ihm nur darauf an, sich vor seiner eignen Phantasie glänzend zu drapiren; eigentlich verachtete er seine ungebildeten Verbündeten und stellte sich ihnen als vornehmer Beschützer gegenüber. Er hatte wie die meisten Männer aus den gebildeten Classen, die sich aus irgend einem Reasonement einer ungebildeten Bewegung anschließen, nie den höhern Muth seiner Meinung, sondern nur jene fliegene Hitze, die immer geheime Reservationen macht. Mit den Altlutheranern wurde in der That auf eine höchst ungerechtfertigte Weise umgegangen. Steffens selbst wurde durch die Gunst des Kronprinzen geschützt, und als die Sache eine ernstre Wendung nahm, wurde er durch eine Veretzung nach Berlin 1832 aus seiner unbequemen Stellung befreit. Vorher hatte er noch die Schrift „Wie ich wieder lutherisch wurde“, veröffentlicht.

Den Berliner Geist schildert er sehr gut. Auf der einen Seite die steifen Wachparaden und die damit übereinstimmende altkluge Hegelsche Philosophie, auf der andern jenen übermüthigen Leichtsin, der jeden Spas ebenso versteht, als ausübt. Steffens trat, da außerdem die Detailstudien immer mehr um sich griffen, in eine ihm eigentlich ganz fremde Welt. Wegen seiner gutmüthigen Haltung und seiner interessanteren Einfälle war er allgemein beliebt, aber in das allgemeine Leben griff er nicht mehr ein. Sein Zusammenleben mit seinen alten Freunden aus der romantischen Schule, mit Schelling, Tieck und andern, bewegte sich nur noch in Reminiscenzen. So auch seine Romane. Im Gegensatz gegen alle sonstige Gewohnheit wandte er sich erst im späten Alter zur Poesie. In seinem 52. Jahre schrieb er den „Walseth“, dann später die „vier Norweger“, den „Malcolm“, endlich im 64. die „Revolution“. Er war als Dichter was er früher als Philosoph war. Lebendige Gestalten hat er nicht geschaffen; zu einer großen durchgreifenden Composition fehlte ihm der Muth; aber seine Schilderungen aus dem geistigen Leben der Zeit überströmen von artigen und zierlichen Einfällen, und seine Anschauung der Natur ist in den wärmsten, lebendigsten Farben gehalten.

Seine poetische Thätigkeit erwarb ihm die allgemeine Gunst der geistvollen Frauen. Mit Rahel, Bettine, Amalie von Helbig, Charlotte Stieglitz u. a. stand er in einem intimen Verkehr. Sie durchschauten gegenseitig ihre kleinen Schwächen und liebten einander um so eifriger. Es war das Publicum, für das er eigentlich immer empfunden und gedacht hatte. —

**Schellings Tod.** — Indem wir die obigen Bemerkungen niederschreiben, geht durch die Zeitungen die Nachricht von Schellings Tod. So ist denn einer der letzten von den Vertretern einer höchst denkwürdigen und trotz aller Verirrungen großen Literaturepoche dahingegangen. Er hat ein Alter erreicht, welches ihn in der spätern Zeit der Polemik, der eine junge aufstrebende Kraft ausgesetzt ist, zu entziehen schien, und doch fand er noch Inhalt genug in seinem Geist, um gleichsam in der letzten Periode der absterbenden Speculation eine nicht geringe Anregung hervorzubringen. Die productive Periode der abstracten Speculation möchte jetzt wenigstens vorläufig geschlossen sein, und darum werden seine Schriften für den Augenblick in das wirkliche Leben der Wissenschaft nicht eingreifen. Aber als Denkmal einer Gährung ohne Gleichen in der deutschen Literaturentwicklung müssen sie noch immer ein großes Interesse erregen, und wir erwarten daher die Sammlung seiner Schriften, die doch wol nicht ausbleiben wird, mit Spannung. Auch über sein Leben und seinen unmittelbaren persönlichen Einfluß auf unsre Literatur ist bis jetzt verhältnißmäßig noch sehr wenig veröffentlicht. Es ist zu erwarten, daß sich vorläufig seine Verehrer dieser Aufgabe unterziehen werden, die ihnen am nächsten liegt. Allein wir hoffen auch, daß von andrer Seite die

Aufklärungen nicht fehlen werden. Von seiner Gattin, die früher mit A. W. Schlegel verheirathet war, und die sich mit größerm Eifer in das literarische Treiben eingelassen hatte, existirt eine höchst inhaltreiche Brieffammlung, deren Veröffentlichung jetzt hoffentlich nichts mehr im Wege stehen wird. Ob es im allgemeinen mit den Anforderungen der Schicklichkeit zu vereinbaren ist, die Privatbeziehungen der Schriftsteller so vollständig an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, wie es mit der Periode von 1770 bis 1810 geschehen ist, können wir füglich dahingestellt sein lassen. Nachdem aber einmal die Indiscretion soweit gegangen ist, empfinden wir alles was fehlt als eine Lücke, und können eine Vervollständigung unsrer Einsicht nur aus allen Kräften befördern.

Schellings Bedeutung für unsre Literatur müßte nach drei Seiten hin betrachtet werden:

Zunächst seine Stellung in der Entwicklung des speculativen und poetischen Idealismus. Es wird selten einem Philosophen gegeben sein, in so außerordentlicher Jugend in die philosophische Bewegung einzugreifen. Als er 1795 seine ersten Schriften veröffentlichte, war er kaum 20 Jahr alt. Der Inhalt seiner Lehren war zwar ursprünglich nichts Andres, als eine Reproduction Fichtes; aber seine geistreiche und lebendige Form gab diesen Versuchen eine ungewöhnliche Bedeutung für die Anerkennung der Philosophie überhaupt.

Nach Fichtes Entfernung von Jena 1799 wirkte er mit Hegel gemeinsam, theils anregend, theils empfangend, und wie man auch über das Einzelne seiner Leistungen denken mag, seine eigne stolze Aeußerung, daß er ein neues Blatt in der Philosophie aufgeschlagen, wird man kaum bestreiten können. Die productivste Zeit dieser Periode scheint allerdings in seinem Aufenthalt in Jena zu liegen, aber einzelne seiner Leistungen nach dieser Richtung hin fallen noch weit darüber hinaus, so namentlich seine Streitschrift gegen Jacobi 1812. Es zeigt sich in dieser Schrift vielleicht eindringlicher als in irgendeiner andern, wie sehr die artistisch-speculative Bildung des Kreises von Weimar und Jena der scheinbar verwandten Richtung, die auf dem Wege des Gemüths zum Glauben zurückzukehren strebte, entgegengesetzt war. Von den Anhängern der alten Aufklärung konnte in religiöser Beziehung sowol Schelling als Jacobi als reactionär bezeichnet werden, denn beide nahmen eine Religionsform an, die man bereits als überwunden betrachtete. Allein es geschah aus entgegengesetzten Gründen, und mußte daher auch, trotz aller scheinbaren Uebereinstimmung, zu entgegengesetzten Resultaten führen. — Nebenbei bemerken wir, daß Schelling nicht bloß als Philosoph, sondern auch als Dichter in jenen Kreis gehört. Unter dem Namen Bonaventura gab er mehre novelistische und lyrische Versuche heraus, die sich den Bestrebungen der Romantiker anschlossen.

Sodann wäre sein Einfluß auf die Naturwissenschaft und auf die Alterthumsforschung, namentlich in mythologischen Dingen, zu erwägen. Man thut ihm zwar Unrecht, wenn man den Gesamttinhalt seiner Speculation als Naturphilosophie bezeichnet, da doch nur ein kleiner Theil seiner Schriften in diese Gattung gehört, aber ohne Zweifel waren diese die einflussreichsten. Gewiß haben seine Schüler, die halb Philosophen, halb Naturforscher waren, viel Unheil in der Wissenschaft angerichtet; und wir können nur froh sein, diese Mystik überwunden zu haben. Wenn aber von Seiten der Empiriker die Speculation über die Natur überhaupt verspottet wurde, so war das gewiß sehr einseitig, und es zeigt sich auch jetzt schon eine Rückwirkung, da gerade die Geistvollsten unter den Empirikern sehr lebhaft zu speculiren anfangen. Daß dies an einem sehr entgegengesetzten Princip unternommen wird, ändert von der Sache nichts. Soviel hat sich jetzt festgestellt, daß zu einer geistvollen Beobachtung der Natur noch etwas Anderes gehört, als die bloße Aufspeicherung von Thatsachen. — Die mythologischen Forschungen der Schule waren durch Mystik und Unklarheit ebenso entstellt wie die naturphilosophischen. Man hatte bereits festgestellt, was man finden wollte, ehe man zu suchen begann, und das Bild, das man suchte, war noch dazu ein ziemlich trübes. Darum trat auch hier zunächst eine lebhaftere Reaction der Empirie ein. — Auch hier hat man neuerdings eingesehen, daß man etwas zu weit gegangen ist, daß die mythologische Forschung der Speculation nicht entbehren kann, und daß es nur darauf ankommt, nach einer richtigen Methode zu speculiren. — Nebenbei haben diese übereilten Versuche auf die wirkliche Erweiterung der Wissenschaft, namentlich auf die vergleichende Sprachforschung, zum Theil aber auch auf das deutsche Alterthum, mächtig eingewirkt. — Daß beiläufig diese zweite Richtung mit der ersten eng verwandt war, ist wol kaum nöthig hinzuzusetzen. Die Beziehung zu Göthes Arbeiten, nicht bloß in der Naturwissenschaft, dürfte hier die Vermittlung bilden.

Wenn nun ein gründlicher Gelehrter, der zuerst gewissermaßen als ein Gläubiger die Schellingsche Entwicklung durchgemacht und sich dann darüber erhoben hätte, die Bedeutung Schellings für die deutsche Literatur nach diesen beiden Richtungen hin darzustellen unternähme, so könnte das ein sehr bedeutendes Buch werden. Es ist allerdings die Frage, ob sich jemand finden wird, der alle Anforderungen dazu vereinigte, denn um ein freies und umfassendes Urtheil über Schelling zu fällen, ist eine eindringende Einsicht in die Naturwissenschaft, in die Alterthumskunde und in die Geschichte der Philosophie zugleich nöthig, und nebenbei noch poetischer Sinn. Soviel wir wissen, ist bis jetzt nur von geschulten Hegelianern, welche in der Geschichte von bestimmten Kategorien ausgingen, oder von leidenschaftlichen Gegnern der Versuch gemacht worden. — Die dritte Periode, die Offenbarungsphilosophie, die

er zuerst in München als eine esoterische Lehre vortrug und dann in Berlin als eine neue Fahne der streitenden Kirche aufpflanzte, dürfte von minderm Belange sein. Indessen in einer Rücksicht wäre sie doch nicht zu umgehen. Man würde hier bei der offenbar entarteten Methode manche Fingerzeige für die Fehler der Methode überhaupt finden, und die Irrwege, die sich bei einer feinern und glänzendern Bearbeitung dem Auge verbergen, leichter aufspüren.

### Aus Paris.

Der vierte Band von Verons Memoiren ist womöglich noch läppischer und unbedeutender als die bisherigen. Man erkennt nun besser den hohlen Faiseur, der wol die industriöse Charlatanerie der Zeit wohl aufgefaßt hat, aber jeden Blick in das geistige und politische Leben der Epoche entbehrt. Ein Kammerdiener irgendeines Ministers, der seine Memoiren im Vorzimmer des Empfangsaales schriebe und von Zeit zu Zeit unredlicher Weise eine Copie eines historischen Documentes in seinen Besitz brächte, könnte nicht gemeiner und nicht mehr terre à terre sein als dieser Veron. Das Inhaltsverzeichnis seiner Capitel ist das Beste am Buche und der Charivari sagt mit Recht, daß der Erfinder der Pâte Regnante auch einen neuen Diebstahl erfunden habe: „le vol au sommaire.“ Man hat behauptet, Jean Paul habe seine Einfälle, Vergleiche und Aphorismen in einen Hut geworfen, um sie dann in gefälliger Reihe zu benutzen, in den Verlauf seiner Erzählungen oder Abhandlungen einzuflechten; Veron scheint die wenigen Briefe und inediten Anekdoten, in deren Besitz er ist, ebenso durcheinandergeworfen zu haben, um sie dann eingerahmt in unausstehliches altes Ahnengeklatsche wiederzugeben. Seine Bornirtheit in politischer Beziehung haben wir längst gekannt, wir hatten aber noch immer geglaubt, daß die originelle geistreiche Weise, mit der einige Artikel des Constitutionel abgefaßt waren, sich auch in diesem Werke nicht verleugnen werde. Wir hatten vermuthet, Veron werde uns über das Theaterwesen, über seine häufige Begegnung mit den Schriftstellern und Künstlern der Zeit interessante, wenigstens pikante Mittheilungen machen. Nichts von alle dem. Dort, wo ihn die Anekdote verläßt, läßt ihn auch sein Geist im Stiche. Wir wüßten auch nicht eine einzige seine Beobachtung ihm nachzuerzählen. So enthält das fünfte Capitel nebst Anekdoten, Wiederholungen und langweiligen Auseinandersetzungen über Louis Philipp und die Staatsmänner seiner Zeit, neben einer platten und geschäftlichen Erzählung der Geschichte des Constitutionel, die ein Pächter geschrieben haben könnte, auch ein Capitel über Fräulein Rachel. Wir erfahren darin, welche die vorzüglichsten Tragödinien der französischen